Neue Zürcher Zeitung

Die blinden Flecken der Gleichstellung

Wer Geschlechtergerechtigkeit wirklich ernst nimmt, muss sich auch um Benachteiligungen und Diskriminierung von Männern kümmern. Viel ist von ihren Privilegien die Rede – doch Nachteile, die Männer erleben, werden oft übersehen. ***Gastkommentar von Michael Klein***



Feministische Kritikpunkte zu männlichen Geschlechtsrollen gehen oftmals ins Pauschale oder sind blind für Nachteile, die Männer erleben. JEAN-CHRISTOPHE BOTT / KEYSTONE

Gleichstellung wird standardmässig von den Nachteilen her erzählt, die Frauen erfahren. Diese Schwerpunktsetzung hat historische Gründe im Feminismus der letzten fünfzig Jahre. Sie macht dabei andere Problemlagen leicht unsichtbar: Denn auch Männer erleben schwerwiegende Benachteiligungen und Unterschiede in wichtigen Lebensbereichen wie Schule, Lebensdauer und psychischer Gesundheit.

Wer Geschlechtergerechtigkeit ernst nimmt, muss sich auch um diese Männer-Gaps kümmern. Da Männer gerne als das starke Geschlecht bezeichnet und dann mit Karikaturen wie Männerschnupfen und Gefühlsanalphabet persifliert werden, lohnt ein genauerer Blick auf die Dinge, die im Hintergrund von Pauschalzuschreibungen wie «toxischer Männlichkeit» nicht stimmen. Vieles spricht für eine überlegene mentale Stärke von Frauen. Männer sind wohl eher das «stark-schwache» Geschlecht. Problemlagen, Defizite und Diskriminierungen müssen endlich sichtbar werden.

Männer Täter, Frauen Opfer

Ein Unterschied zwischen den Geschlechtern beweist noch keine Diskriminierung. Er kann mit biologischen Unterschieden, sozialen Erwartungen, Berufswahl, Verhalten, Lebenslagen und institutionellen Regeln zusammenhängen. Ebenso wenig ist er damit erklärt, dass man ihn als freie Wahl oder als Preis für Privilegien deutet. Entscheidend ist, wer die Belastung trägt, wie vermeidbar sie ist und ob Politik und Versorgungssystem darauf angemessen mit Prävention und Hilfen reagieren.

Ein erster blinder Fleck betrifft männliche Opfer von Gewalt. In der deutschen polizeilichen Kriminalstatistik 2024 waren 58,5 Prozent aller erfassten Opfer männlich. Bei registrierter Partnerschaftsgewalt waren knapp drei von zehn Opfern Männer. Das Hellfeld hängt dabei von Anzeigeverhalten und Erfassungspraxis ab. Die Zahlen zeigen, dass die Formel «Männer Täter, Frauen Opfer» vielen Situationen nicht gerecht wird, besonders im Bereich der Gewalt im öffentlichen Raum, aber auch bei häuslicher Gewalt. Männer sind aber auch häufiger Retter in der Not. Eine Metaanalyse von 172 Studien zeigte, dass Männer in den untersuchten Situationen häufiger Hilfe leisteten, Frauen aber häufiger Hilfe erhielten – von Männern. Die Unterschiede hingen vom Kontext ab und begründen keine allgemeine Rangordnung der Empathie. Sie passen aber zu einer dominanten sozialen Regel: Von Männern wird eher erwartet, bei Gefahr einzugreifen, während sie selbst seltener als hilfsbedürftig gelten.

> Eine kluge Geschlechterpolitik prüft, wer in welchen Bereichen Nachteile trägt, welche Ursachen veränderbar sind und welche Massnahmen helfen.

Ein zweites Gap zeigt sich in der Bildung. Die Pisa-Ergebnisse 2025 weisen bei 15-Jährigen in Deutschland im Lesen einen Abstand von 25 Punkten zugunsten der Mädchen aus. Unter den Absolventen mit allgemeiner Hochschulreife waren 2024 55 Prozent Frauen und 45 Prozent Männer. Die deutsche Statistikbehörde Destatis führt einen Teil des Anstiegs auf den höheren Anteil junger Männer mit Einwanderungsgeschichte zurück. Andere Studien zeigen, dass Buben, wenn ihre Aufsätze anonym bewertet werden, bessere Noten erhalten, als wenn die Arbeiten mit ihren Namen versehen sind. In der Studienverlaufsstatistik 2025 waren von allen Bachelor-Absolventen 53 Prozent Frauen und 47 Prozent Männer. Bei Studienabbrechern überwiegen diese aber deutlich. Die Daten zeigen, dass schon lange eine frühe, gezielte Förderung für benachteiligte Buben stattfinden sollte.

Eine dritte Lücke betrifft Vaterschaft und Elternrolle. Gemäss dem aktuellen Väterreport möchte jeder zweite Vater die Hälfte der Kinderbetreuung übernehmen; tatsächlich gelingt das nur jedem fünften. Der traditionelle Anspruch, die Familie zu beschützen und zu versorgen, ist dabei nicht verschwunden. Das moderne Familienleben kann für Männer hoch stress- und konflikthaft werden, wenn sie versuchen, alle Rollenerwartungen zu erfüllen. Nach einer Trennung hängt der Kontakt zum Vater oft vom Wohlwollen der früheren Partnerin ab. Das oft zu präferierende Wechselmodell passt nicht zu jeder Familie. Die Hauptbetreuung durch die Mutter sollte ebenso wenig als selbstverständlicher Standard gelten. Allerdings müsste hierfür das Unterhaltsrecht geändert werden, das Väter immer noch finanziell benachteiligt, weil ihre Betreuungszeiten der Kinder nicht zu einer Reduktion der Unterhaltsverpflichtungen gegenüber der Mutter führen. Jugendämter und Familiengerichte sollten sich noch stärker an den Bedürfnissen des Kindes und der tatsächlichen Fürsorge beider Eltern orientieren, auch um eine Entfremdung vom getrennt lebenden Elternteil zu vermeiden. Der Wunsch vieler Väter nach verlässlicher Sorge stösst im Alltag häufig an strukturelle oder ganz reale Grenzen.

Als weiterer Unterschied zulasten von Männern erweisen sich Risiken in der Arbeitswelt. 2023 betrafen 93,8 Prozent der tödlichen Arbeitsunfälle in Deutschland Männer. Männer arbeiten häufiger in gefährlichen Branchen und Berufen. Das hängt auch mit Berufswahl und Branchenstruktur zusammen, bleibt aber eine reale und bedrohliche Belastung. In Kriegen zeigt sich noch stärker die traditionelle Erwartung männlicher Verfügbarkeit: Männer gelten als Verfügungsmasse, Frauen und Kinder als Schutzbedürftige. Ein besonders schwerwiegender Unterschied liegt auch in der Gesundheit. 2024 betrug die Lebenserwartung bei Geburt 78,9 Jahre für Männer und 83,5 Jahre für Frauen. 2025 starben 11 334 Menschen durch Suizid – 69,2 Prozent waren Männer. Risiken hängen hier weniger mit biologischen Unterschieden als mit Verhalten, Arbeitsbedingungen, Isolation, Substanzkonsum und Nutzung medizinischer Hilfen zusammen. Ein Appell an Selbstfürsorge genügt nicht: Prävention muss Männer früher erreichen und sich auf ihre speziellen Bedürfnisse und Ziele einstellen.

Drei Viertel aller Suchtkranken sind Männer. Dies sollte nicht stillschweigend hingenommen werden. Schon im Kindes- und Jugendalter muss geschlechtsspezifische Suchtprävention beginnen. Auffälliges Verhalten von Buben in der Schule darf nicht zu Stigmatisierung und Ausschluss führen, sondern muss mit frühzeitiger geschlechtsspezifischer Empathie und Hilfe beantwortet werden. Auch prekäre Lebenslagen sind ungleich verteilt. Mehr als 80 Prozent der Wohnungslosen sind Männer. Oft bestehen erhebliche psychische Probleme. Männer sind zudem häufiger registrierte Opfer von Straftaten, aber auch häufiger Tatverdächtige. Beides gehört in eine seriöse Analyse und kann nicht als unveränderlich hingenommen werden.

Inakzeptable Doppelmoral

Diese Befunde berühren den Begriff des männlichen Privilegs. Die meisten Männer geniessen keine Vorteile aufgrund ihres Geschlechts. Macht und Wohlstand sind unter Männern sehr ungleich verteilt. Ein Spitzenmanager und ein wohnungsloser, suchtkranker oder bildungsbenachteiligter Mann teilen ein Geschlecht, aber kaum ihre Lebenslage. Privilegien können Machtkonzentrationen bei Männern und Frauen beschreiben; als pauschale Deutung männlicher Rollen sind sie nicht gültig. Viele feministische Kritikpunkte zu männlichen Geschlechtsrollen gehen ins Pauschale oder übersehen Nachteile, die Männer erleben. Was Macht und Privilegien angeht, sind diese wohl vielmehr ein Thema von Oligarchien als eines von Patriarchaten. Problematisch wird die Perspektive besonders, wenn männliche Macht an der Spitze als Schlüssel zur Lebenslage aller Männer gilt und männliche Risiken als selbst verschuldet oder nachrangig erscheinen. Dieselben Massstäbe müssen für alle Gender-Gaps gelten, die Frauen oder Männer betreffen.

Das gilt auch für Kompensations- oder Fördermassnahmen für Frauen und Männer. Sie sollten regelmässig an der tatsächlichen Lage gemessen werden. Wenn eine Unterrepräsentation bei Frauen automatisch als politischer Auftrag gilt, während männliche Nachteile in Bildung, Gesundheit oder gefährlicher Arbeit ohne vergleichbare Ziele bleiben, entsteht eine nicht hinnehmbare Doppelmoral. Geschlechtergerechtigkeit braucht überprüfbare Ziele für beide Seiten. Diese muss nicht zwingend zu exakter Parität führen, sondern sollte Diskriminierungen abbauen, Potenziale entwickeln und Talente fördern. Eine kluge Geschlechterpolitik prüft, wer in welchen Lebensbereichen Nachteile trägt, welche Ursachen veränderbar sind und welche Massnahmen helfen. Sie fördert Buben im Lesen und bei Bildungsübergängen, stärkt Väter in der Erziehungsarbeit, schützt Männer vor Gewalt, entwickelt erreichbare Gesundheits- und Suchtangebote und verbessert den Arbeitsschutz.

Sie würdigt Stärke, Mut und Verantwortungsübernahme als mögliche Ressourcen, ohne sie vorzuschreiben. Gleichberechtigung verliert an Glaubwürdigkeit, wenn sie nur eine Richtung kennt. Männer-Gaps weisen auf ungleiche Risiken und Ergebnisse auch zulasten von Männern hin, denen Politik und Fachpraxis nachgehen sollten. Buben und Männer brauchen weder pauschale Entlastung noch moralische Anklage, sondern konkrete Hilfen dort, wo die Daten Belastungen zeigen. Und das sind zahlreiche. So erst nimmt eine Geschlechterpolitik beide Geschlechter ernst.

Michael Klein ist Psychotherapeut, Experte für Männerpsychologie und Prävention psychischer Störungen. Er lehrte als Professor für klinische Psychologie und Sozialpsychologie an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, Köln.